

WOZU LITERATURTHEORIE?*)

Von Stefan Neuhaus (Innsbruck)

„Ohne Liebe und Faszination für einen Gegenstand kann ein Fach nicht überleben. [...] Mit der Liebe und Begeisterung aber hapert es und das kann auf die Dauer nicht gut gehen.“

ALEIDA ASSMANN¹⁾

I.

Fragen und Ziele

Um es gleich zu sagen – Literaturwissenschaft ohne Literaturtheorie kann es nicht mehr geben, das wäre so, als ob man heute versuchen würde, ein Tretfahrrad aus Holz zum Preis eines Trekking-Rades zu verkaufen. Einige Nostalgiker würden sich dafür interessieren, aber besonders weit würde man damit nicht kommen.

Auf der anderen Seite ist festzustellen, dass es seit der in den 1960er-Jahren verstärkt beginnenden Ausfaltung der Zugänge zur Literatur auch Probleme gegeben hat und noch gibt. Man kann sich diesen Problemen theoretisch oder praktisch nähern. Um sie zu diagnostizieren, ist vielleicht der praktische Blick zunächst vorzuziehen. Eine solche Diagnose möchte ich aus meiner eigenen Fachperspektive wagen; diese Optik ist Voraussetzung meiner folgenden Ausführungen.

Freilich wird damit ein gefährlicher Weg beschritten – trotz der Popularität von Meta-Ebenen, die im literaturwissenschaftlichen Diskurs an allen möglichen Stellen eingezogen werden, scheint es in der kritischen Auseinandersetzung des Faches mit sich selbst ein Tabu zu geben, das man nicht überschreiten sollte. Aber vielleicht ist damit auch nur eine jener einseitigen Vermutungen formuliert, mit denen sich der vorliegende Beitrag auf den kommenden Seiten kritisch auseinandersetzen wird? Inwieweit das Ziel, das angestrebt wird, auch in den gegebenen Grenzen eines solchen Beitrags erreicht wird, mag die Leserin und der Leser für sich entscheiden; dieses Ziel hat Pierre Bourdieu so benannt:

*) Vortrag auf der Herbsttagung ›Die Aktualität der Literaturtheorie‹ der Kommission für Literaturwissenschaft der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, am 10. November 2006. (Red.)

¹⁾ ALEIDA ASSMANN, Engführung des kulturellen Gedächtnisses. Die Germanistik in Deutschland steht im Banne eines post-traumatischen Literaturkanons, in: Frankfurter Rundschau Nr. 94 vom 23. April 2002, S. 26.

Die Wissenschaft hingegen versucht, die Dinge unverhüllt zu sagen, sie zu benennen, wie sie sind, und beansprucht, ernst genommen zu werden – selbst dann, wenn sie die Grundlagen jener ganz besonderen Form von *illutio* analysiert, welche die wissenschaftliche *illutio* darstellt.²⁾

II.

Krisensymptome und Krisengerede

Die Krise der Literaturtheorie, seit den 1970er-Jahren gern auch als zunehmende Szientifizierung bezeichnet, besteht vor allem als Krise der Germanistik. Dabei ist es eine Krise nicht der Germanistik, sondern der germanistischen Literaturwissenschaft. Sie betrifft insbesondere Literaturtheorie *als Vielzahl von Zugangsmöglichkeiten zur Literatur*. Die außerordentlich spannende und begrüßenswerte, explosionsartige Entwicklung von Sinnzuschreibungsmöglichkeiten hat zu Orientierungsverlusten geführt. Dass andere Fächer, wenn auch nicht im gleichen Maße, mitbetroffen sind, zeigen die Standpunkte, die ich im Laufe meines Vortrags zitieren möchte.

Krisensymptome der germanistischen Literaturwissenschaft sind:

1. der seit etwa zwei Jahrzehnten betriebene Abbau von Stellen im Bereich der Neueren deutschen Literaturwissenschaft, dazu zähle ich auch die Umwidmung oder Umschichtung von Stellen. Ausgebaut wurden und werden die Bereiche der Didaktik des Deutschen, der Medien- und Kulturwissenschaft, dazu kommen Schwerpunkte wie Computerphilologie. Dies geschieht nicht zusätzlich, sondern auf Kosten des vorhandenen Stellenpotenzials;
2. die damit einher gehende Belastung des Fachteils in der Lehre mit der Konsequenz hoher Studienabbrecherquoten – Hans-Harald Müller hat von einer „gravierenden Überfüllungskrise“ gesprochen;³⁾
3. die andauernde Kritik an der Literaturwissenschaft, für die wir noch Beispiele sehen werden;
4. die angesprochene, weiter gehende Szientifizierung der Literaturwissenschaft in Forschung und Lehre, die einerseits eine Folge der Entwicklung der Literaturtheorie ist und andererseits eine Folge des skizzierten Drucks, unter dem die Literaturwissenschaft steht. Zugleich hängt beides eng zusammen.

Ich möchte behaupten: Die offenkundige Missachtung des Fachteils durch Universität und Politik hat dazu geführt, dass die Literaturwissenschaft ihre Szientifizierung mit noch größerer Leidenschaft betrieben hat, als es sonst nötig gewesen wäre. Insbesondere in den 1970er- und 1980er-Jahren wurden die Weichen

²⁾ PIERRE BOURDIEU, *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes*. Übers. von BERND SCHWIBS und ACHIM RUSSEK (= stw 1539), Frankfurt/M. 2001, S. 51.

³⁾ Vgl. HANS-HARALD MÜLLER, „Der Praxis des Lebens selbst erwachsen“ – Krisendämmerung: Die Germanistik ist gesund – ihre Einrichtung ist krank, in: *Frankfurter Rundschau* Nr. 126 vom 4. Juni 2002, S. 22.

gestellt für einen Umbau, der sich die Sozialwissenschaften als Vorbild nimmt. Nun sind Literaturwissenschaftler keine Soziologen oder Empiriker, sie müssen sich das ursprünglich Fachfremde zumeist als Autodidakten aneignen. Dazu kommt die traditionelle Prägung der Literaturwissenschaftler durch die historischen Wissenschaften und die Philosophie, also das Interesse für geschichtliche Entwicklungen und Ideen. Herausgekommen ist eine ganze Reihe von Mischungen, die das eigentliche Geschäft des Literaturwissenschaftlers, die Interpretation von literarischen Texten, verbinden mit Ideengeschichte, Sozialgeschichte, Systemtheorie, Diskursanalyse, *Gender Studies*, Feldtheorie, Überlegungen zur Konstruktion von Weiblichkeit, Männlichkeit und Identität überhaupt und vielem mehr. Im Umgang mit diesen Zugangsmöglichkeiten haben sich, überspitzt gesagt, drei Haltungen herausgebildet: Die produktiv-ausprobierende Haltung, die das Angebot als außerordentlich bereichernd ansieht und trotz Vielheit den gemeinsamen Kern, die Literatur, problemlos identifizieren kann (eine solche Haltung wird auch von diesem Beitrag vertreten), und die rezeptiv-separatistische Haltung, für die der Text eher an die Peripherie gerückt ist und die stattdessen eine oder mehrere der Zugangsmöglichkeiten ins Zentrum des Interesses rückt. Die dritte Haltung kann weder im Text noch in einzelnen Zugangsmöglichkeiten ein Zentrum erkennen und schreibt die eigene Orientierungslosigkeit als wichtigstes, negatives Merkmal der Literaturwissenschaft zu. Diese Perspektive wird, wie wir noch sehen werden, vor allem im Feuilleton vertreten, aber auch von einzelnen Fachkollegen.

Die Dezentrierung des literaturwissenschaftlichen Gegenstandes ‚literarischer Text‘ hat zu einer Aufsplitterung geführt, die der Anglist und Literaturtheoretiker Dietrich Schwanitz wie folgt beschrieben hat:

Die Jargons der Germanistik gehören zu den scheußlichsten und unverständlichsten Dialekten, die irgendwo gesprochen werden. Meist sind es Pidgin-Sprachen, also Bastardsprachen zwischen Literaturkritik und einer Modetheorie (z. B. heideggerisch-existentialistisch; adornistisch-verzweifelt-anklägerisch; dekonstruktivistisch-subversiv-karnevalistisch). Die Verbreitung dieser Sprachen hat damit zu tun, daß viele Studenten [und Dozenten! S. N.] in der deutschen Literatur das Medium sehen, in dem sich ihr Lebenssinn und Aspekte der persönlichen und nationalen Identität ganzheitlich ausdrücken lassen. Das macht die Germanistik ein wenig zum Religionsersatz und damit anfällig für priesterliche Techniken: magische Praktiken und esoterische Sprachen, mit denen man suggeriert, daß man, wenn man sie erst einmal beherrscht, den Schlüssel zur allgemeinen Demystifikation (Auflösung) der Welträtsel gefunden hat. Diese germanistischen Dialekte bilden die Grundlage für die Entwicklung von Kultgemeinden. Sie sind weitgehend an die Stelle dessen getreten, was man Bildung nannte.⁴⁾

Diese These ist zunächst nicht leicht zu widerlegen, denn jedem Fachkollegen dürften sofort zahlreiche Fachbücher ein oder zuhause im Bücherregal in die Hände fallen, auf die Schwanitz' Behauptung, wenn man das Satirisch-Zugespitze abzieht,

⁴⁾ DIETRICH SCHWANITZ, *Bildung. Alles, was man wissen muss*. 18. Aufl. München 2002, S. 35.

durchaus zutrifft. Ein neueres Beispiel, das mir einfällt, ist eine Monographie, die ich für *iasl.online* insgesamt wohlwollend besprochen habe,⁵⁾ weil ich die hier geleistete Arbeit beachtlich finde. Das vorausgeschickt ist es vielleicht nicht zu unfreundlich, auf sprachliche, aber durchaus symptomatische Defizite hinzuweisen. Wichtig ist festzuhalten, dass die forcierte Wissenschaftssprache nicht zur Präzision der Argumentation beiträgt, sondern zu Ungenauigkeiten führt.

Die Studie untersucht die Funktion des Gesprächs in Werken Theodor Fontanes, sie reflektiert also passenderweise über Sprache. Hier ein für die Argumentation zentrales Textbeispiel relativ am Anfang:

Wie kann im Diskursraum einer Causerie, die sich auf den gesamten Text entgrenzt, noch so etwas wie eine ‚natürliche‘, ‚herzliche‘ und damit ‚wahrhaftige‘ Sprache gedacht werden? Die prekäre Antwort, die der Text darauf geben wird, lautet: in Gestalt der ‚natürlichen‘ Rede des unteren Figurenpersonals. Prekär ist dies freilich deshalb, da das ‚natürliche‘ Sprechen immer schon seine Signatur als diskursive Inszenierung und strategisches Dispositiv eingeschrieben trägt.⁶⁾

Dies ist eine Formulierung des Einerseits-Andererseits. Einerseits stellt der Verfasser fest, dass es eine natürliche Sprache in Fontanes Romanen nicht gibt, denn sie ist Gegenstand von Inszenierungen und Trägerin sozialer Differenzierungen. Andererseits kommt die Sprache der Randfiguren aus den unteren Schichten einer solchen natürlichen Sprache relativ nahe, sie dient als Kontrast zur Sprache der Arrivierten. Hätte man das nicht einfacher sagen können? Verliert der Text nicht erheblich, wenn er mittlerweile stereotype Begriffe wie ‚Diskursraum‘, ‚Signatur‘, viel schlimmer noch: ‚diskursive Inszenierung‘ oder ‚strategisches Dispositiv‘ ganz selbstverständlich verwendet, vom inflationären ‚eingeschrieben‘ ganz zu schweigen? Damit möchte ich nicht gegen die Begriffe votieren, die in anderen Zusammenhängen eine unverzichtbare wissenschaftliche Präzision entfalten können, sondern gegen ihren wenig reflektierten Gebrauch.

Die zitierte Formulierung ist noch relativ verständlich, anders ist es beispielsweise mit folgendem Satz: „Der *fremde* Raum wird in die *eigenen Medien* des Briefs und des Gesprächs aufgelöst und damit zugunsten einer sich entgrenzenden Causerie domestiziert.“⁷⁾ Dem ließe sich umständlich argumentativ Sinn zuordnen, doch ist zu fragen, ob das die wie selbstverständlich einzufordernde Aufgabe des Lesers einer literaturwissenschaftlichen Arbeit über Fontane sein sollte. Abgesehen davon behauptet die Arbeit ja gerade, dass die Gespräche in Fontanes Romanen subversiv

⁵⁾ STEFAN NEUHAUS, Rez. Simon Bunke: Figuren des Diskurses, in: Internetzeitschrift IASL-online, Dezember 2005, http://iasl.uni-muenchen.de/rezensio/liste/Neuhaus3631514557_1466.html

⁶⁾ SIMON BUNKE, Figuren des Diskurses. Studien zum diskursiven Ort des unteren Figurenpersonals bei Fontane und Flaubert (= Münchener Studien zur literarischen Kultur in Deutschland 37), Frankfurt/M. [u. a.] 2005, S. 18. Zwar handelt es sich um eine Magisterarbeit, aber gerade deshalb sagt sie etwas über den üblichen ‚Jargon‘ des Faches aus. Dazu kommt die der Arbeit zuerkannte herausragende Bedeutung durch ihre Publikation, eine Ehre, die nur wenigen Magisterarbeiten zuteil wird.

⁷⁾ Ebenda, S. 55.

wirken, weil sie für „Mangel“ und „Verknappung“ stehen.⁸⁾ Anders gesagt: Die Domestizierungsversuche funktionieren nur auf der Textoberfläche.

Durch die Genauigkeit suggerierende, aber eigentlich ungenaue Sprache der Studie kommt es zu vielen logischen Problemen, etwa wenn später festgestellt wird: „Diskursferne oder ‚diskurs-freie‘ Räume gibt es in beiden Romanen nicht.“⁹⁾ Erstens gibt es natürlich in Romanen Fontanes, die bekanntlich engmaschige symbolische Verweisungssysteme darstellen, keine diskursfreien Räume. Das ist ein Gemeinplatz der Fontane-Forschung. Zweitens gibt es nach Foucault, auf den der Verfasser sich bezieht, schon in der Realität keine diskursfreien Räume. Die Formulierung ist also – je nach Standpunkt – doppelt falsch oder überflüssig.

Mit Blick auf solche Arbeiten könnte man Schwanitz also durchaus zustimmen. Allerdings finden sich im Bücherregal auch Arbeiten, die genau das Gegenteil belegen – weil sie in ebenso verständlicher wie terminologisch präziser Sprache Gegenstände der Forschung vermitteln und damit Forschung wie Lehre voran treiben. Ein Beispiel von vielen in den letzten Jahren ist Astrid Erlls Band ›Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen‹,¹⁰⁾ der in vorbildlicher Weise zeigt, wie literaturtheoretische und kulturwissenschaftliche Fragestellungen durch und für die Literaturwissenschaft kommuniziert werden können. Noch einfacher ist es, auf die auch einer breiten Öffentlichkeit bekannten Arbeiten von Peter von Matt zu verweisen, der es in nahezu paradigmatischer Weise vermag, zentrale Anliegen des Faches als zentrale Anliegen der Gesellschaft vorzuführen. Schließlich gilt seit Lessing für ‚gelehrtes‘ Schreiben: „Eine besondere Lust beim Lesen fördert den Nutzen der Lektüre.“¹¹⁾ Es dürften nur wenige sein, die aus einer terminologisch unpräzisen, weil überfrachteten Sprache Lust generieren können (obwohl auch das zweifellos möglich ist). Vielleicht ließe sich, um die problematische Sprache der Literaturwissenschaft von der produktiven zu unterscheiden, von epigonalen Forschungsbeiträgen einerseits und originellen andererseits sprechen.

Dabei kommt es freilich zu verschiedensten Abstufungen und Mischungsverhältnissen. So zeigt das Buch von Schwanitz, dass auch verständlich und präzise formulierende, renommierte Wissenschaftler epigonale Pfade beschreiten können. Schwanitz suggeriert mit seinem Buch ›Bildung. Alles was man wissen muss‹, die Lektüre von rund 700 Seiten würde das lebenslange Lesen quer durch die Literaturen überflüssig machen oder doch zumindest teilweise ersetzen können.¹²⁾ Damit fällt er in vormoderne Vorstellungen einer möglichen enzyklopädischen Bildung zurück –

⁸⁾ Vgl. ebenda, S. 64.

⁹⁾ Ebenda, S. 65.

¹⁰⁾ ASTRID ERLL, *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*, Stuttgart und Weimar 2005.

¹¹⁾ SYLVIA HEUDECKER, *Modelle literaturkritischen Schreibens. Dialog, Apologie, Satire vom späten 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts (= Studien zur deutschen Literatur 179)*, Tübingen 2005, S. 239.

¹²⁾ Dass die Konzentration auf einige wenige kanonische Autoren problematisch ist, konstatiert bereits ASSMANN, *Einführung des kulturellen Gedächtnisses* (zit. Anm. 1).

in jene Zeiten, als Hausväter sich gebildet glaubten, weil sie die komplette Ausgabe eines Brockhaus-Lexikons im Eicheregal stehen hatten.

Dass ein Bedarf für eine pauschal normierende Orientierung vorhanden ist, zeigen die Auflagenzahlen seines Buches, die von mir benutzte Ausgabe war die 18. Auflage in nur drei Jahren nach der Übernahme in das Programm des Goldmann-Verlags. Nun ist Schwantz nicht der Erfinder der Rekanonisierung, wie man das rezeptartige Verordnen einer bestimmten Lektüreauswahl nennen kann. Einige Jahre zuvor, genauer: im Jahr 1994, war Harold Blooms ›The Western Canon‹ erschienen. Bloom benennt das von ihm zu behebende Defizit in drastischen Worten:

Things have however fallen apart, the center has not held, and mere anarchy is in the process of being unleashed upon what used to be called 'the learned world.'¹³⁾

Dem insbesondere in den 1960er- und 1970er-Jahren laut werdenden Ruf nach möglichst viel Bildung für möglichst viele Menschen begegnet Bloom mit Arroganz: „but literary criticism, as an art, always was and always will be an elitist phenomenon“.¹⁴⁾ Blooms Argumentation ist unlogisch, denn wenn es die von ihm beschriebenen existenziellen Funktionen der Literatur für das menschliche Dasein gibt, dann müsste er in den Ruf der OECD nach einem fortschreitenden Ausbau des Bildungssektors einstimmen. Eher schon sind hier Mechanismen am Werke, wie sie Pierre Bourdieu in ›Die Regeln der Kunst‹ beschrieben hat,¹⁵⁾ freilich für den Sektor der Kunst; seine kritische Analyse ließe sich aber auch auf den der Wissenschaft übertragen.¹⁶⁾

Bloom reagiert aber zweifellos auf die Krise der Literaturwissenschaft, wie sie in vielen Publikationen beschrieben und zugespitzt worden ist, immer wieder finden sich dazu Aufsätze und Zeitungsartikel. Eine germanistische Bestandsaufnahme am Anfang der 1990er-Jahre bietet der Band von Griesheimer und Prinz mit dem schönen Titel ›Wozu Literaturwissenschaft?‹. Ich habe mir erlaubt, diesen Titel für meinen Vortrag leicht modifiziert zu adaptieren. Hier fällt auch das oft gehörte Schlagwort des „Methodenpluralismus“,¹⁷⁾ das als eine Art Zauberwort die Krankheit auf den Punkt bringt und zugleich die notwendige Medizin benennt – es gilt offenbar, den Pluralismus der Methoden abzuschaffen. Nur gibt es leider keinen Konsens darüber, wie dies zu geschehen hätte – Bloom, Schwantz und anderen

¹³⁾ HAROLD BLOOM, *The Western Canon. The Books and Schools of the Ages*, New York 1995, S. 1.

¹⁴⁾ Ebenda, S. 16.

¹⁵⁾ Vgl. BOURDIEU, *Die Regeln der Kunst* (zit. Anm. 2).

¹⁶⁾ Für einen solchen Versuch vgl. STEFAN NEUHAUS, *Misere und Möglichkeiten. Thesen zur Bedeutung einer kritischen Literaturwissenschaft*, in: MICHAEL KLEIN und SIEGLINDE KLETTENHAMMER (Hrsgg.), *Literaturwissenschaft als kritische Wissenschaft (= Innsbrucker Studien zur Alltagsrezeption 1)*, Wien 2005, S. 43–58.

¹⁷⁾ Vgl. FRANK GRIESHEIMER, *Unmut nach innen. Ein Abriss über das Enttäuschende an der gegenwärtigen Literaturwissenschaft*, in: FRANK GRIESHEIMER und ALOIS PRINZ (Hrsgg.), *Wozu Literaturwissenschaft? Kritik und Perspektiven (= UTB 1640)*, 2., durchges. Aufl., Tübingen 1992, S. 11–43, hier: S. 24.

stehen Vertreter bestimmter theoretischer Zugänge gegenüber, sei es der Systemtheorie, der Dekonstruktion oder der *Gender Studies*; ihnen wiederum bieten jene selbsterklärten Liebhaber der Literatur Paroli, die fast ausschließlich auf Belesenheit und umfassende Kenntnis der literarischen Texte setzen. Für die einen ist Literaturtheorie das Zentrum literaturwissenschaftlichen Arbeitens, für die anderen gehört sie bestenfalls an die Peripherie.

Tatsächlich ist ein Brückenschlag schon aus ganz praktischen Gründen schwierig. Lektürezeit ist Lebenszeit, und Lebenszeit ist begrenzt. Soll man nun möglichst viele literarische oder theoretische Texte lesen oder liegt irgendwo zwischen Literatur und Theorie ein gesundes Mischungsverhältnis?

Dass es bereits an der Orientierung von Forschenden und Lehrenden hakt, belegen Umfragen unter den Studierenden. Hans-Harald Müller hat 2002 festgestellt:

Unzufrieden sind die Studierenden aber nicht allein mit der schlechten Betreuung, sondern auch mit der Unterrichtsleistung der Lehrenden. 45 Prozent der Studierenden der Germanistik beklagen die unzureichende Orientierung über Allgemeinbildung, den zu schwachen Forschungs- und Praxisbezug des Germanistikstudiums.¹⁸⁾

Auch wenn diese Formulierung keinesfalls so pauschal zutrifft, eher ein Krisensymptom als eine Krisendiagnose darstellt, so sollte man sie dennoch ernst nehmen, denn die eigene Erfahrung mit Studierenden zeigt, dass ihr Bedarf nach Orientierung speziell im Bereich Literaturtheorie enorm ist.

Zunächst einmal ist festzustellen, dass es durchaus eine *strukturelle* Krise der Literaturwissenschaft gibt, auch wenn sie medial übertrieben wird. Solche berechtigte Kritik einschließlich der diskussionswürdigen Zuspitzung findet sich etwa bei Hans-Ulrich Gumbrecht in einem Text über Alltag in den germanistischen Instituten.¹⁹⁾ Und anlässlich des Deutschen Germanistentags 2004 hat Richard Kämmerlings, in einem Artikel, den man nur als deutlichen Verriss bezeichnen kann, unter anderem Folgendes formuliert:

Die Schwerpunkte des Kongresses trugen deutlich die Handschrift des organisierenden Münchner Institut[s] für „Deutsch als Fremdsprache“ und „Transnationale Germanistik“. Und was immer letzteres auch sein mag, es kommt unaufhaltsam auf uns zu. Die Vorstellung, das schon zersplitterte Fach weiter auf eine internationale und interdisziplinäre Zukunft hin überschreiten zu müssen, ist offenbar die neueste Utopie einer tief in teleologischen Denkmustern verhafteten Zunft. Außer dem Wunsch, alle möchten doch bitte mehr Fremdsprachen lernen, hatten die Fachvertreter aber zum Thema wenig beizutragen. Der wunderbar anachronistische Vortrag von Iso Camartin (Zürich) etwa gipfelte in der These, der Europäer sei wesenhaft homo viator und – Fußgänger. Von seinem spekulativen Überschwang hinweggerissen, fragte er rhetorisch, ob man sich die Geschichte der anderen Kontinente zu Fuß vorstellen könne. Afrika mußte einfach Dampfmaschine und Dieselmotor erfinden!

¹⁸⁾ MÜLLER, „Der Praxis des Lebens selbst erwachsen“ (zit. Anm. 3).

¹⁹⁾ HANS-ULRICH GUMBRECHT, Germanistische Genrebilder. Eine Zeit der Depression in den Literaturwissenschaften, in: Neue Zürcher Zeitung (Internationale Ausgabe), Nr. 227 vom 1. Oktober 2001, S. 22.

Festes sozial- und kulturgeschichtliches Schuhwerk kann auf dem langen Marsch nach Europa nicht schaden. Meistens trägt es aber weiter, wenn die Sprach- und Literaturwissenschaftler bei ihren Leisten bleiben.²⁰⁾

Noch weniger positiv fallen Roman Luckscheiters Beobachtungen des Germanistentages aus, bei ihm findet sich folgende Stelle, die vor allem den fehlenden Konsens im Auftreten des Faches beklagt:

Welch tiefliegende Ressentiments gegen die Disziplin gerade in ihren benachbarten Gebieten existieren, brachte eine paradoxe Podiumsdiskussion zum Verhältnis von Literaturwissenschaft und Literaturkritik an den Tag. Obwohl sich das Feuilleton maßgeblich aus studierten Germanisten rekrutiert und gleichzeitig die Hochschullehrer zunehmend über Rezensionen und kulturwissenschaftliche Essays in den Zeitungen präsent sind, wurde hier die traditionelle Opposition von Kritiker und Gelehrtem inszeniert.²¹⁾

Nicht nur das Grundverständnis des Faches, auch seine Funktion in der Gesellschaft malte Luckscheiter, am Beispiel des Bologna-Prozesses, in den düstersten Farben:

Dietmar Petzina dagegen, zuständig für die Akkreditierung der neuen Studiengänge, sah in der pragmatischen Ausrichtung der Germanistik auf den beruflichen Alltag einen epochalen Gewinn und handelt offenbar noch immer im Affekt gegen die Unübersichtlichkeit der Geisteswissenschaften seiner eigenen Studienzzeit. Die Germanisten, die kurz zuvor noch geistreich über die Aura des Wortkunstwerks u. ä. referiert hatten, saßen plötzlich vor den Folien einer Power-Point-Präsentation, als ginge es um die Reform ihrer Krankenversicherung und ertrugen auch hier mit Fassung das Fatum ihrer bürokratischen Überformung. Ohne zu wissen, wie die anstehende Verberufungsschulung der Philologie überhaupt personell und finanziell durchgeführt werden soll und für welchen Bedarf sie überhaupt ausbildet, legt der Eifer der Technokraten den Titel eines der nächsten Zunfttreffen nahe: Europa ohne Germanistik.²²⁾

Zunächst bleibt festzustellen: Wieder haben wir es mit pauschalen Formulierungen zu tun, mit einer Krisenrhetorik, die sich durch Zuspitzungen wie die Prognose eines „Europa ohne Germanistik“ selbst keinen Gefallen tut und eher bestrebt zu sein scheint, die Auflage des Mediums zu erhöhen als dem Gegenstand der Beobachtung einigermaßen gerecht zu werden. Thomas Anz hat auf die zitierten Artikel reagiert und auf einen produktiven Wandel hingewiesen:

Die Germanistik der letzten Jahrzehnte ist den Einladungen, die ihre Gegenstände an sie richteten, immer wieder gefolgt, wechselte dabei die Richtungen, nahm Kontakte zu anderen Disziplinen auf, erprobte neue Wege und riskierte manchen Irrweg. Es wäre lohnend, sich damit auseinanderzusetzen, statt sich in pauschalen Anklagen zu erschöpfen.²³⁾

²⁰⁾ RICHARD KÄMMERLINGS, Kredit zu verspielen. Dienstleistungsunwillig: Der Germanistentag in München, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 217 vom 17. September 2004, S. 39.

²¹⁾ ROMAN LUCKSCHEITER, Mehr Bürokratie wagen. Das Ideal einer „Schreib- und Redeschule der Nation“ in weiter Ferne: Professioneller Masochismus auf dem Deutschen Germanistentag in München, in: Frankfurter Rundschau Nr. 217 vom 17. September 2004, S. 15.

²²⁾ Ebenda.

²³⁾ THOMAS ANZ, Buhmann der Nation? Eine kleine Verteidigung der Germanistik, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 228 vom 30. September 2004, S. 35.

Doch auch dann, wenn man die kritischen Artikel wieder als Symptom und nicht als Diagnose der Krise versteht, muss man sehen, dass es an den – ganz unterschiedlichen – Kontexten liegt, wenn es der germanistischen Literaturwissenschaft nicht so gut geht, wie es ihr gehen könnte. Theoretischer ausgedrückt: Wenn Lyotards Feststellung stimmt, „daß die Legitimierung von nirgendwo anders herkommen kann als von ihrer sprachlichen Praxis und ihrer kommunikationellen Interaktion“,²⁴⁾ dann weisen die zitierten Beispiele auf eine fehlgeschlagene kommunikationelle Interaktion zwischen Literaturwissenschaft und Öffentlichkeit, in welchem Ausmaß auch immer. Das mag nicht zuletzt an den Meinungsführern der Debatte in den Medien liegen; doch sich allein auf diesen Standpunkt zurückzuziehen wäre fatal.

III.

Mögliche Ursachen und Lösungsvorschläge

Ursachenforschung im eigenen Fach wäre also am Platze, ohne dabei die zweifellos sehr beachtlichen Leistungen der Germanistik zu schmälern (man nehme nur einmal Qualifikationsschriften aus den 1950er-Jahren zur Hand und vergleiche sie mit heutigen Arbeiten). Um eine eigene Antwort auf die Frage zu versuchen, warum es die diagnostizierte Krise gibt, wenn auch keinesfalls in dem medial vermittelten Ausmaß, möchte ich etwas weiter ausholen, dabei aber aus Zeit- und Platzgründen nur exemplarisch vorgehen. Beginnen möchte ich bei Roland Barthes, der in seinem schmalen Bändchen ›Kritik und Wahrheit‹ von 1966 eine, wie ich finde, schlagende und immer noch aktuelle Verteidigung der Literaturtheorie geliefert hat, zu einer Zeit also, in der sich der vielschmähnte „Methodenpluralismus“ gerade herauszubilden begann.

Das kundige Vorwort des Übersetzers Helmut Scheffel erläutert die Motive für die Publikation. Barthes antwortet auf ein Pamphlet des romanistischen Literaturwissenschaftlers Raymond Picard – immerhin Herausgeber der Werke Racines bei Gallimard – mit dem Titel ›Neue Kritik oder neuer Betrug‹.²⁵⁾ Zu erläutern ist, dass Kritik hier nicht Literaturkritik im deutschsprachigen Sinn meint, sondern den kritischen, d. h. edierenden bis interpretierenden Umgang mit literarischen Texten. Barthes hatte mit drei Aufsätzen über Racine den Unmut des Ordinarius erregt. Insbesondere war es Barthes' „Proklamation der Offenheit des Werkes für eine nie enden wollende Interpretation“ gewesen, die Picards „heftige Reaktion“ hervorrief.²⁶⁾ Picard beruft sich, in der Tradition positivistischer Positionen stehend, auf eine „objektive Methode“ der Literaturinterpretation.²⁷⁾

²⁴⁾ JEAN-FRANCOIS LYOTARD, Das postmoderne Wissen. Ein Bericht, hrsg. von PETER ENGELMANN (= Edition Passagen), 5. Aufl., Wien 2005, S. 122.

²⁵⁾ ROLAND BARTHES, Kritik und Wahrheit. Aus dem Französischen von HELMUT SCHEFFEL (= edition suhrkamp 218), Frankfurt/M. 1967, Vorwort, S. 9.

²⁶⁾ Vgl. ebenda, S. 11.

²⁷⁾ Vgl. ebenda, S. 12.

Barthes wirft dafür seinem Kollegen zwanghafte Normierungsversuche vor, aber nicht nur ihm allein: „Im Staat der Literatur wird die Kritik nicht weniger gezügelt als die Polizei“. Und weiter:

Jeder Versuch, aus dem Material der Sprache literarischer Werke eine zweite Sprache zu schaffen, eröffnet allerdings einen Weg voller unkontrollierbarer Relais, das unendliche Spiel der Spiegel, und diese Aussicht ist verdächtig. Solange die traditionelle Funktion der Kritik darin bestand, Urteile zu fällen, konnte sie nicht anders als konformistisch sein, nämlich konform mit den Interessen der Richter. Aber die wirkliche Kritik an den Institutionen und den Schreibweisen besteht gar nicht darin, zu urteilen, sondern darin, sie zu unterscheiden, sie voneinander zu trennen, sie zu verdoppeln. Um subversiv zu wirken, braucht die Kritik nicht zu urteilen; sie braucht nur von der Sprache zu sprechen, statt sich ihrer einfach zu bedienen.²⁸⁾

Für Barthes sind die „Evidenzen“ der Sprache und damit auch der Interpretation (die mit dem Begriff Kritik gemeint ist) „nichts anderes als Ergebnisse einer Wahl“.²⁹⁾ Und weiter: „Die ganze Objektivität des Kritikers hängt also nicht von der Wahl des Kodex ab, sondern von der Strenge, mit der er das von ihm gewählte Modell auf das Werk anwendet.“³⁰⁾ Die Sprache der Interpretation sei „nur insoweit klar, als sie allgemein akzeptiert ist“.³¹⁾ Dabei sei es an der Literaturwissenschaft, sich mit den „Variationen der in den Werken angelegten und gewissermaßen anlegbaren Bedeutungen“ zu beschäftigen.³²⁾ Jede andere Beschäftigung mit Literatur, vor allem in der geistesgeschichtlichen Tradition, verweist Barthes in den Bereich der Mythenbildung.³³⁾

Man könnte nun sagen: Das wissen wir doch längst. In den 1960er-Jahren mag das neu gewesen sein, aber heute ist es uns selbstverständlich. Muss nicht jede/r Studierende, wenn sie oder er eine schriftliche Arbeit verfasst, die Regeln, die Voraussetzungen der eigenen Interpretation offenlegen? Wird nicht die Qualität der Arbeit an diesen spezifischen Regeln gemessen?

Das stimmt im Großen und Ganzen auch so. Andererseits möchte ich wagen zu behaupten, dass sich Barthes' emphatische Position keineswegs durchgesetzt hat, dass also der Methodenpluralismus eben nicht Methodenpluralität bedeutet³⁴⁾ und dass die Kehrseite der Medaille die Entschiedenheit ist, mit der bestimmte

²⁸⁾ Ebenda, S. 23f.

²⁹⁾ Ebenda, S. 29.

³⁰⁾ Ebenda, S. 30.

³¹⁾ Ebenda, S. 43.

³²⁾ Vgl. ebenda, S. 68.

³³⁾ Vgl. ebenda, S. 72.

³⁴⁾ Bei der Unterscheidung von Pluralismus und Pluralität schließe ich mich Welsch an: „Pluralität ist der Schlüsselbegriff der Postmoderne. Sämtliche als postmodern bekannte Topoi – Ende der Meta-Erzählungen, Dispersion des Subjekts, Dezentrierung des Sinns, Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, Unsynthetisierbarkeit der vielfältigen Lebensformen und Rationalitätsmuster – werden im Licht der Pluralität verständlich. [...] Gleichzeitig wird diese Pluralität von Uniformierungsprozessen bedroht. [...] der Pluralismus der Oberflächen-Buntheit, führt in seiner Potenzierung gerade zum Gegenteil von Pluralität: zur Uniformierung in den diversen Erscheinungsformen der Gleichgültigkeit, Indifferenz und Beliebigkeit. WOLFGANG WELSCH, *Unsere postmoderne Moderne*, 6. Aufl., Berlin 2002, S. XVII.

theoretische Positionen vertreten werden, mit nicht weniger Entschiedenheit als bei Picard, nur in der Regel ohne öffentliche Einforderung der eigenen Position als der allein richtigen. Allein das geht heute nicht mehr.

Die ständige Gefahr einer sich verselbständigenden Avantgarde-Sprache in der Wissenschaft hat vor nicht allzu langer Zeit noch Bourdieu festgestellt: „Die Klassifikationsschemata, die sie [die Kommunikation über Kunst] ermöglichen, tragen nämlich auch dazu bei, sie praktisch wirkungslos zu machen.“³⁵⁾ Bereits bei Bloom und Schwanitz war eine solchermaßen forcierte Haltung zu beobachten. Beide sind oder waren international bekannte Literaturwissenschaftler, beide haben sich im Laufe ihrer Karriere intensiv mit aktuellen Positionen der Literaturtheorie auseinandergesetzt und beide propagieren eine Normierung des literaturwissenschaftlichen Bestätigungsfeldes, auch wenn ihre Überlegungen viel reflektierter sind als die früheren Picards.

Die von Barthes konstatierte Deutungsoffenheit des literarischen Werks und die Frage nach der Bewertung oder Kanonisierung bestimmter Texte hängen eng zusammen. Man kann, auch wenn man es möchte, nicht alle Leser über einen Kamm scheren, denn seit Hans Robert Jauss, Wolfgang Iser, Jacques Derrida und anderen wissen wir, dass alle einen anderen Text lesen. Zwar ist nicht zu leugnen, dass sie im Rahmen der ermittelbaren sprachlichen Bedeutungen der Zeichen eine Rekonstruktionsarbeit leisten. Doch zugleich *konstruieren* sie, auf der Basis der Deutungsoffenheit literarischer Sprache und ihrer eigenen individuellen Prägungen, dabei ihren eigenen Text. An dieser doch eigentlich relativ simplen und vermittelbaren Feststellung zeigt sich bereits die Unverzichtbarkeit der Literaturtheorie für die wissenschaftliche Beschäftigung mit Literatur.

Es lassen sich zahlreiche Versuche finden, in diesem „Weg voller unkontrollierbarer Relais“ (Barthes) eine Schneise zu schlagen und an der gerodeten Stelle ein Straßenschild mit dem eigenen Namen aufzustellen. Einen interessanten, allerdings radikalen und sich daher für eine exemplarische Betrachtung eignenden Versuch unternahmen Helmut Hauptmeier und Siegfried J. Schmidt 1985. Auf der Basis konstruktivistischer Theoriebildung verabschieden sie jede Möglichkeit der Interpretation und versuchen an der Abriss-Stelle ein neues Gebäude zu errichten, das sie ‚Empirische Literaturwissenschaft‘ nennen. Diese neue theoretische Herangehensweise soll nun den Vorzug haben, objektiv mit Literatur umgehen zu können. Man könnte auch sagen: Barthes wird durch einen neuen Picard überwunden, der für sich reklamiert, dass das Suspendieren von Deutungsspielräumen demokratisch sei: „Demokratisch‘ heißt hier: auf Intersubjektivität und rationale Argumentation hin orientiert.“³⁶⁾ Als „*Alternative*“³⁷⁾ ist das Konzept zweifellos hochinteressant und brauchbar, doch als notwendige Verfahrensweise für alle, wie es hier postuliert wird,

³⁵⁾ BOURDIEU, Die Regeln der Kunst (zit. Anm. 2), S. 465.

³⁶⁾ HELMUT HAUPTMEIER UND SIEGFRIED J. SCHMIDT, Einführung in die Empirische Literaturwissenschaft, Braunschweig und Wiesbaden 1985, S. 5.

³⁷⁾ Vgl. ebenda.

bedeutet es einen Rückfall in frühere Zeiten der Theoriebildung. Mir scheint es ein gutes Beispiel dafür, dass durch die Beschäftigung mit Bäumen der Wald aus dem Blick geraten kann. Man kann sogar noch weiter gehen und mit Wolfgang Iser allgemein feststellen:

Ganzheit, Totalität ist nicht darstellbar, kann nicht positiv gesetzt werden. Ganzheit muß offen bleiben. Nicht aus Nachlässigkeit, sondern weil dies die einzig angemessene Art ist, ihrem Anspruch wirklich Rechnung zu tragen.³⁸⁾

Dass die Vielheit der Positionen ebenfalls Probleme aufwerfen kann, lässt sich an Standardwerken des Faches sehen, besonders aufschlussreich sind Einführungen. Zunächst zeigt der Blick auf das, was an Einführungen in die Neuere deutsche Literaturwissenschaft im Moment so am Markt ist, wie unterschiedlich die Grundlagen eines Faches vermittelt werden. Als einziger Kern bleibt die Gattungslehre, die Frage nach den Merkmalen von Epik, Lyrik und Dramatik. Alles andere hängt von Verlag und Autoren ab, bei einigen dürften (zweifellos legitime) Profilierungsbemühungen eine nicht unerhebliche Rolle spielen.

Die Einführungen haben erhebliche Schwierigkeiten mit der überblickshaften Vermittlung von Grundlagen der Literaturtheorie. Dabei hat Walter Müller-Seidel schon 1965 festgestellt: „Die Überprüfung der Grundlagen, auf denen das nicht selten kunstvolle Gebäude der Deutung errichtet wurde, ließ zu wünschen übrig. Aber gerade auf solche Besinnungen im Methodischen käme es heute sehr viel an.“³⁹⁾ Wenn wir die Einführungen einmal nebeneinander halten, dann finden wir eine unterschiedliche Auswahl theoretischer Herangehensweisen, wobei die gleichen Herangehensweisen teilweise unterschiedliche Bezeichnungen erhalten und sich in der Argumentation mit anderen Herangehensweisen teilweise deutlich überschneiden.

Die ›Grundzüge der Literaturwissenschaft‹ von Arnold/Detering etwa sind ein Werk mit über 800 Seiten, das 1996 erschienen ist. Der Bogen spannt sich von poetologischen bis zu praktischen Fragen, von der Literatur zu anderen Medien, vom Strukturalismus zur Wirkungsästhetik, von der Hermeneutik zu Übersetzungsfragen. Schon bei der Untergliederung ließen sich andere Möglichkeiten denken. Die Hermeneutik beispielsweise kann sowohl zu den „Grundlagen“ als auch zu den „Verfahren“ gezählt werden, die „Übersetzungstheorie“ hat nicht nur etwas mit der „Textrezeption“, sondern bereits mit der „Textanalyse“ zu tun. Damit soll nicht das verdienstvolle Buch kritisiert, es soll aber deutlich gemacht werden, wie schwierig es allgemein ist, die Grundlagen und Gegenstände des Faches zu konkretisieren. Dies gestehen die Herausgeber auch ganz offen im Vorwort ein:

Das Auseinanderliegende zusammenzubringen, ohne je eines zu vernachlässigen; zu versuchen, die Bestimmung untergeordneter Begriffe innerhalb einer Systematisierung literaturwissenschaft-

³⁸⁾ WELSCH, Unsere postmoderne Moderne (zit. Anm. 34), S. 126.

³⁹⁾ WALTER MÜLLER-SEIDEL, Probleme der literarischen Wertung. Über die Wissenschaftlichkeit eines unwissenschaftlichen Themas, Stuttgart 1965, S. 183f.

licher Grundbegriffe zu leisten; schließlich also auch zu wagen, die stets problematisierte Literaturwissenschaft in einen neuen, weder traditionslosen noch allzu rigiden systematischen Zusammenhang zu bringen – dies waren die Forderungen, denen der [...] Band [...] gerecht werden mußte.

Dies habe, so heißt es weiter, bereits für die erste Auflage von 1973 gegolten.⁴⁰⁾

Deutlich wird, dass die Krise der Literaturtheorie – verstanden als Grundlage der Literaturwissenschaft und mit allen getroffenen Einschränkungen – weder durch den Anschluss an naturwissenschaftliche Verfahren noch durch Katalogisierung von Möglichkeiten zu lösen ist, wobei diese Katalogisierung das Problem der Vereindeutigung auf geringerer Ebene wiederholt. Das Ergebnis des fehlenden Zusammenhalts theoretischer Positionen einerseits und der Totalisierung bestimmter Positionen andererseits lässt sich nur überbrücken, *wenn man Vielfalt als Chance und nicht als jeweils individuell zu lösendes Problem begreift und versucht, sie innerhalb der Literaturwissenschaft in einem anschlussfähigen Modell konsensuell auszuhandeln*. Dass Unterschiede bleiben (müssen), versteht sich von selbst; doch wäre es an der Zeit, auch einmal stärker die Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten.

An Versuchen, dies zu leisten, mangelt es indes nicht, so unternimmt der Anglist und Komparatist Jonathan Culler mit seiner „kurzen Einführung“ in die Literaturtheorie eine Darstellung der Vielfalt in einem kohärenten, an die Entwicklungen in der Literaturwissenschaft anschließenden Modell. Er fängt bei den ganz grundsätzlichen Fragen an, um von dort aus ein Konzept zu entwickeln, an das sich strahlenförmig verschiedenste Theorien anschließen lassen. Culler beginnt mit einer Diagnose:

„Theorie“, so heißt es, habe die Literaturwissenschaft radikal verändert. Eine solche Rede meint allerdings nicht eine Theorie der Literatur, also die systematische Untersuchung des Wesens der Literatur und der Methoden ihrer Analyse. Wer darüber klagt, dass in der Literaturwissenschaft heutzutage zu viel Theorie betrieben wird, der meint nicht ein Zuviel an systematischen Überlegungen über Literatur im Allgemeinen oder ein Zuviel an Debatten über die besonderen Eigenschaften des literarischen Sprachgebrauchs. Weit gefehlt. Die Klagen zielen auf etwas anderes. Sie zielen möglicherweise genau darauf, dass zu viel Nicht-Literarisches zur Diskussion steht [...].⁴¹⁾

Culler schlägt für seinen titelgebenden Begriff eine pragmatische, am Gebrauch orientierte Definition vor:

Der Begriff „Theorie“ hat sich einfach als bequemste Bezeichnung für eine [...] Mischgattung erwiesen, und zwar als Etikett für all jene Schriften, denen es gelingt, das Denken auf anderen, offenbar auch wesensfremden Feldern herauszufordern und in neue Bahnen zu lenken. [...] Werke, die man als Theorie betrachtet, wirken über ihre angestammte Disziplin hinaus.⁴²⁾

Das lässt sich allerdings auch von literarischen Texten sagen.

⁴⁰⁾ HEINZ LUDWIG ARNOLD und HEINRICH DETERING (Hrsgg.), Grundzüge der Literaturwissenschaft, München 1996, Vorwort, S. 7.

⁴¹⁾ JONATHAN CULLER, Literaturtheorie. Eine kurze Einführung. Aus dem Engl. von ANDREAS MAHLER (= RUB 18166), Stuttgart 2002, S. 9.

⁴²⁾ Ebenda, S. 12.

Ich möchte daher vorschlagen, den Begriff des Werks, den Culler verwendet, zu öffnen und das verbindende Element zwischen Literatur und Theorie, das fruchtbar gemacht werden muss, genau darin zu sehen – Texte so zu rezipieren, dass von ihnen Anstöße zur Reflexion über das Gelesene und darüber hinaus ausgehen. Auch in dem Sinne wäre Literaturwissenschaft immer Literaturtheorie, im Unterschied und in Abgrenzung zu einer rein identifikatorischen Rezeption von Literatur. Texte der Literaturtheorie – von Sigmund Freud bis zu Judith Butler – gehören dann ganz selbstverständlich zur Literatur, die sich auf fiktionale Texte ohnehin nicht eingrenzen lässt. Dass die Mittel verschieden sind, dass literarische Texte ihre Reflexionsanreize zu einem großen Teil über ihre Sprache generieren, während theoretische Texte sich stärker über den Inhalt definieren, lässt sich ja dazu sagen. Auch ist es ganz natürlich, dass nicht alle theoretischen Zugänge gleichermaßen rezipiert werden können, so wie es ja auch nicht möglich ist, alle für das eigene Fach relevanten Autoren zu studieren.

Man kann sogar – mit Culler – noch weiter gehen und *die Leistung literarischer wie theoretischer Texte als über die engen Fachgrenzen hinausweisend betrachten*. Daraus ließe sich ein neues Selbstbewusstsein der Literaturwissenschaft gewinnen. Für Culler steht fest, „daß wir uns vielmehr das Leben selbst schon als zeichendurchtränkt vorstellen müssen, als etwas, das durch Bedeutungsprozesse zu dem gemacht wird, was es ist“.⁴³⁾

Eine solche Feststellung kann man als Schritt in die Kulturwissenschaft sehen. Man könnte aber auch schlussfolgern, dass Literaturwissenschaft per se Kulturwissenschaft ist und sich dessen nur bewusst werden müsste. Um es mit Culler zu sagen: „Jeder sprachliche Kode ist eine Theorie der Welt.“⁴⁴⁾ Roland Barthes hatte es bereits ganz ähnlich formuliert: „Das Buch ist eine Welt.“⁴⁵⁾ Zweifellos ließen sich zahlreiche ähnliche Formulierungen in Literatur- wie Philosophiegeschichte finden, das spräche nur für die Anschlussfähigkeit einer solchen Grundvoraussetzung.

Noch eine weitere Möglichkeit besteht darin, den Blick auf die Sprache zu richten und festzustellen, dass das Erzählen von Geschichten „ein menschliches Grundverlangen“ ist⁴⁶⁾ und eine Grundvoraussetzung des Menschseins überhaupt.⁴⁷⁾ So öffnet sich der Blick mit Hilfe der Literaturtheorie auf anthropologische Grundkonstanten.

Die hier nur angedeutete, zweifellos schon von vielen Literaturwissenschaftlern verfolgte, aber bei einem herbeizuführenden, an pragmatischen Kategorien orientierten Konsens (der Studierenden wie Wissenschaftlern und Außenstehenden ein einheitliches Erscheinungsbild vermitteln würde, ohne die Vielfalt der Zugänge zu gefährden) das Gesamtbild verändernde Praxis wäre mit Wolfgang Iser ‚vernünftig‘ zu nennen:

⁴³⁾ Ebenda, S. 25.

⁴⁴⁾ Ebenda, S. 87.

⁴⁵⁾ BARTHES, Kritik und Wahrheit (zit. Anm. 25), S. 81.

⁴⁶⁾ CULLER, Literaturtheorie (zit. Anm. 41), S. 121.

⁴⁷⁾ Vgl. ebenda, S. 150.

Vernunft ist dann genau das Vermögen, das solche Übergänge kontrolliert zu vollziehen, und das heißt unter Offenlegung und Beachtung des jeweiligen Verhältnisses von Identität und Differenz vorzunehmen vermag. Die Übergänge werden nicht alltäglich verwischend und zerstörend vorgenommen, sondern erfolgen vernünftig geklärt und kontrolliert. Eine vernünftige Praxis ist eine, die nicht bloß die Konsequenz eines einzigen Rationalitätstyps verfolgt, sondern auch das Umfeld im Blick hat und regulativ zur Geltung bringt.⁴⁸⁾

Es liegt an der Literaturwissenschaft, ob sie ihre ebenso theoretische wie praktische Kompetenz der Entschlüsselung und Deutung von Codes stärker nutzt. Damit wäre eine klare Position bezogen. Zugleich gilt es aber auch, Culler beim Wort zu nehmen, um in der Einheit die Vielheit zu bewahren und weiterzuentwickeln: „Theorie bietet demnach keinen festen Bestand an Lösungen, sondern die Aussicht auf weiteres Nachdenken.“⁴⁹⁾

⁴⁸⁾ WELSCH, *Unsere postmoderne Moderne* (zit. Anm. 34), S. 305f.

⁴⁹⁾ CULLER, *Literaturtheorie* (zit. Anm. 41), S. 173.